



Die digitale Zukunft hat ein Loch

Das Internet gewinnt an historischer Tiefe. Immer mehr Bibliotheken lassen ihre Bestände digitalisieren und machen sie öffentlich zugänglich. So lesen wir heute Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert – im «Intelligenzblatt für die Stadt Bern», das jetzt online abrufbar ist.

Doch digitale Daten haben eine kurze Lebenserwartung; sie können das Papier im Archiv kaum ersetzen. Offen ist auch die Frage, welcher Teil des Kulturguts digitalisiert werden soll – und wer das bezahlt.

NICK LÜTHI

Zum Beispiel Mittwoch, 22. Oktober 1834: «Buntes Allerlei. – Man kann annehmen, dass jährlich im Durchschnitt in Bern 24 000 Pfund Kaffee verbraucht werden.» Oder Montag, 13. Februar 1860: «Verloren. Perdu. – Freitag Abends in einer Wirtschaft oder im Theater liegen gelassen: ein neuer brauner Paletot, mit schwarzem Sammtkragen und schwarzem Satin Futter. Gegen Belohnung bei Herrn Müller im Wildenmann abzugeben.»

Über den Alltag in der Stadt Bern im 19. Jahrhundert erfährt man kaum irgendwo so viel wie in der damals führenden Lokalzeitung, dem «Intelligenzblatt für die Stadt Bern». Erstmals am 10. September 1834 erschienen, fand sich in der unabhängigen Publikation vorerst wöchentlich, später täglich eine bunte Mischung an Meldungen. Neben amtlichen Mitteilungen und kommerziellen Inseraten ist es vor allem der Nachrichtenteil, der einen «Spiegel des Berner Alltags» abgibt, wie der frühere «Bund»-Chefredaktor Paul Schaffroth in seinem Standardwerk über die Anfänge der Presse in der Stadt Bern festhielt. Kommentierte Zivilstandsmeldungen, statistische Angaben zum Leben in der Stadt, dazu «Miscellen» genannte Kurzmeldungen zeichnen ein eindrückliches Bild vom Leben vor 150 und mehr Jahren.

Aus dem Keller ins Netz

Bisher war es historisch geschulten Fachpersonen vorbehalten sowie interessierten Zeitgenossen, die den Aufwand nicht scheuten, die gebundenen Jahrgänge des «Intelligenzblatts» zu konsultieren – in der Stadt- und Universitätsbibliothek, im Stadtarchiv im Erlacherhof oder in der Landesbibliothek. Seit vorgestern stehen nun 106 000 Zeitungssseiten, von der Gründung des Blatts 1834 bis ins Jahr 1864, zur freien Nutzung im Internet bereit. Bis Ende Oktober werden die Jahrgänge bis 1888 aufgeschaltet, und sobald die Finanzierung gesichert ist, sollen auch die verbleibenden Jahrgänge bis zum Verschwinden des «Intelligenzblatts» 1922 digital zugänglich werden.

Mit Internet und Heimcomputer kann man nun in die Berner Lokalggeschichte des vorletzten Jahrhunderts eintauchen, die digitalen Faksimiles der Zeitungssseiten nach Stichworten absuchen oder ganze einzelne Ausgaben als PDF-Datei herunterladen. Was sich auf dem Bildschirm präsentiert, ist das Ergebnis eines Pilotprojekts der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern (StUB), ein Vorgeschmack zudem auf die Bibliothek der Zukunft, wenn vielleicht das gesammelte Wissen der Welt per Tasten-

druck abrufbar sein wird; wo immer, wann immer.

Die Digitalisierung des «Intelligenzblatts» ist das bisher umfassendste und aufwändigste Vorhaben dieser Art, das die StUB realisiert hat. Bereits seit 2002 hält sie im Internet unter www.digibern.ch eine Sammlung von Texten zu Geschichte und Kultur von Stadt und Kanton Bern sowie historische Landkarten bereit. «Vereinfachten Zugang zu Quellenmaterial zu gewähren, das ist unsere primäre Motivation für die Digitalisierung ausgewählter Bestände», erklärt Christian Lüthi. Er ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter der StUB für DigiBern und das digitale «Intelligenzblatt» zuständig. «Aber die digitalen Kopien sind keine Alternative zur Aufbewahrung auf Papier.» Dazu sei die Technologie einfach noch zu jung: «Niemand weiss heute, ob die digitalen Daten, wie wir sie heute auf dem Computer bearbeiten, in zehn, zwanzig Jahren überhaupt noch lesbar sein werden.»

Indirekt wirkt sich die Digitalisierung sehr wohl auf die Langzeitarchivierung aus. Weil die Originale auf Papier kaum noch angefasst werden müssen, verlangsamt sich der Alterungs- und Abnutzungsprozess. Dieses Effekts ist sich auch der Berner Stadtarchivar Emil Erne bewusst. Er hat sich deshalb entschieden, seine Bestände des «Intelligenzblatts» in einem Aussendepot einzulagern und die Originale nur noch in Ausnahmefällen zu konsultieren.

Projekte in der Grösse der Digitalisierung einer kompletten Zeitung wird sich die StUB nur dann leisten können, wenn Private das Geld bereitstellen. «Aus dem laufenden Budget könnte so etwas nie finanziert werden», weiss Christian Lüthi. Ausser seinem Lohn konnte die StUB zur Digitalisierung des «Intelligenzblatts» lediglich 50 000 Franken beitragen. Mit dem gleichen Betrag haben sich vier weitere Parteien engagiert. Neben Stadt und Universität Bern waren das der Lotteriefonds des Kantons sowie die Espace-Medienstiftung des gleichnamigen Berner Verlags, der auch den «Bund» herausgibt. Beteiligt hat sich auch die Landesbibliothek: Sie hat die Mikroverfilmung der Zeitungssseiten mitfinanziert. Die Mikrofilme dienen als Rohmaterial für die digitale Aufbereitung.

Bern–Den Haag–Kfar Saba

Die Reise des «Intelligenzblatts» ins digitale Zeitalter begann im Mai 2005. Nach Jahrzehnten im dritten Untergeschoss der StUB an der Berner Münsterstrasse verliessen die gebundenen Jahrgänge der Zeitung den Keller. Die erste Etappe der Reise führte nach Dietlikon bei Zürich, wo die über 100 000 Zeitungssseiten auf Mikrofilm belichtet wurden. Erst danach begann der eigentliche Digitalisierungs-



Vom papiernen Original im Keller über die gerollten Mikrofilme bis auf den Bildschirm: Die Stadt- und Universitätsbibliothek hat das «Intelligenzblatt für die Stadt Bern» ins Internet-Zeitalter gebracht.

BILDER: VALÉRIE CHÉTELAT

prozess: Per Kurier gelangten die 83 Mikrofilmrollen nach Den Haag zur Königlichen Niederländischen Bibliothek. Hier verliess die Zeitung ihr analoges Gewand und verwandelte sich in eine immense Anhäufung von Nullen und Einsen; die Filme wurden eingescannt, die digitalen Abbildungen der Zeitungssseiten auf Festplatten gespeichert. Weiter ging die Reise von Den Haag nach Kfar Saba in Israel, wo die Firma Olive Software im aufwändigsten aller Schritte die Rohdaten so aufbereitete, dass die digitale Zeitung am Heimcomputer via Internet betrachtet werden kann. Die israelische Firma ist eine der ersten Adressen für solche Aufgaben, der Berner Auftrag ein vergleichsweise kleiner. Zu den Kunden gehören Schwergewichte wie die «Washington Post», die «Financial Times» oder die Oxford University, aber auch etliche Ministerien Israels und der USA, die ihre Dokumentenbestände von Olive Software digitalisieren lassen.

Google rührt mit grosser Kelle an

Für die Bearbeitung des «Intelligenzblatts» mussten die israelischen Experten ihre feinsten Instrumente zücken. Auf manchen Zeitungssseiten schimmerte die bedruckte Rückseite durch, so dass diese Schatten retuschiert werden mussten, damit der Text überhaupt lesbar wurde. Eine andere Aufgabe bestand darin, die einzelnen Artikel als solche zu erkennen und voneinander abzugrenzen. Und schliesslich der wichtigste und schwierigste aller Schritte: die Verwandlung der Bilddateien in Volltext. Das Ergebnis zeigt, dass die Technik an Grenzen stösst. Immer wieder haben die Software-Roboter einzelne Frakturbuchstaben aus dem Original falsch interpretiert. Wer nun einen Artikel aus der digitalen Zeitung kopiert und in ein Textverarbeitungsprogramm einfügt, erhält mitunter einen kleineren Zeichensalat.

Gemessen am Ganzen seien diese Mängel vernachlässigbar klein, meint Christian Lüthi: «Das digitale ‚Intelligenzblatt‘ lässt nicht mehr viele Wünsche offen.» Doch was nun? Digitalisierung nur um der Digitalisierung willen – das wäre schade für den Aufwand. «Bereits als wir das Projekt lancierten, zeigten etliche Wissenschaftler ihr Interesse», sagt Lüthi. Beispielsweise die Berner Germanistikprofessorin Barbara Mahlmann-Bauer, die an einer historisch-kritischen Edition der Werke von Jeremia Gotthelf arbeitet. Ihre Mitarbeiter können das «Intelligenzblatt» nun mit einer simplen Stichworteingabe nach Hinweisen auf den Berner Schriftsteller und Pfarrer durchforsten.

Einen der grössten Efforts bei der Digitalisierung historischer Druckerzeugnisse leistet derzeit Google, ein börsen-

notiertes Unternehmen aus Kalifornien, bekannt wegen seiner zahlreichen Internet-Suchfunktionen. Seit Ende August kann mit Hilfe einer Suchmaske auf einer Webseite von Google nach Stichworten in Tausenden von Büchern gesucht werden. Wer dabei auf ein Werk stösst, dessen Urheberrechtsschutz abgelaufen ist – nach US-Recht sind das Werke mit Erscheinungsjahr vor 1923 –, der kann es in integraler Fassung als PDF-Datei auf dem eigenen Computer abspeichern. Titel, die urheberrechtlich geschützt sind, können nur auszugsweise konsultiert oder aber direkt von der Google-Seite aus bei einem Internet-Buchhändler gekauft werden.

Die zigtausend digitalen Buchseiten stammen aus den Beständen der Universitätsbibliotheken von Michigan, Harvard, Stanford, Oxford sowie der New York Public Library. Die Institutionen haben sich bereit erklärt, mit Google zu kooperieren und dem Internetunternehmen freie Hand bei der Digitalisierung zu lassen. Ob Shakespeares «Hamlet», Goethes «Faust» oder «Les Misérables» von Victor Hugo – die Auswahl europäischer Klassiker in der Originalsprache ist bereits beträchtlich. Genaue Zahlen, wie viele Bücher bereits verfügbar sind, rückt Google nicht heraus. Bekannt ist aber das angestrebte Ziel: In zehn Jahren sollen 15 Millionen Titel gescannt, aufbereitet und zugänglich sein.

«Unbestrittenermassen eine Mini-Revolution» – so kommentierte eine deutsche Zeitung den Schritt des amerikanischen Unternehmens. Obwohl sonst stolz auf die eigene revolutionäre Vergangenheit, sind es die Franzosen, die sich am meisten gegen diese Revolution wehren. Besonders ins Zeug gelegt hat sich Jean-Noël Jeanneney. In seiner «kleinen Kampfschrift» warnt der Präsident der Französischen Nationalbibliothek vor dem kommerziellen Charakter von Googles Digitalisierungsoffensive. Ausserdem sei nicht transparent, nach welchen Kriterien die Ergebnisse einer Suchanfrage zustande kommen. Jeanneney sieht gar eine neue Welle amerikanischen Kulturimperialismus heranrollen und plädiert für eine europäische Gegenbewegung, die dem Giganten aus Übersee die Stirn zu bieten vermag. Ansätze dazu sind bereits vorhanden. Am weitesten fortgeschritten ist The European Library (TEL), ein Projekt von 45 europäischen Nationalbibliotheken. Über eine gemeinsame Internetseite sind der Zugriff auf die digitalisierten Bestände und die Katalogsuche möglich. Gründungsmitglied von TEL ist die Schweizerische Landesbibliothek, wo das Thema Digitalisierung seit ein paar Jahren ebenfalls intensiv diskutiert wird.

Ein mit dem «Intelligenzblatt» vergleichbares Projekt kann die Landesbib-

liothek noch nicht vorweisen. Man führe Gespräche mit einem Westschweizer Verlag über ein Pilotprojekt, erklärt Hans-Dieter Amstutz, der Kommunikationsverantwortliche der Bibliothek. «Wir wollen vorwärts machen. Dabei setzten wir auf die Kooperation mit anderen Institutionen oder Privaten, um die Kosten in vernünftigem Rahmen halten zu können.» Am meisten aber drängt die Zeit ausgerechnet beim digitalen Medium per se – dem Internet. «Ein Grossteil historischer Webseiten mit Schweiz-Bezug sind bereits unwiderrufflich verloren», weiss Hansueli Locher, Leiter Informationstechnologien der Landesbibliothek. Doch welche Internet-Inhalte soll eine Nationalbibliothek überhaupt sammeln? Was ist überhaupt eine Schweizer Website? Hierzu wurde zusammen mit den Kantonsbibliotheken eine erste Systematik entwickelt. Mehr aber noch nicht.

Flüchtige Einsen und Nullen

Die Archive und Bibliotheken der Zukunft sind digital. Daran zweifelt in der Fachwelt kaum jemand. Immerhin wird bereits heute eine Vielzahl Dokumente und Publikationen nur noch in elektronischer Form erstellt. Nun sind aber digitale Daten ungleich flüchtiger als Bücher oder Papierakten und können nicht einfach in ein Regal gestellt werden, wo sie die nächsten hundert Jahre greifbar sind. Wie sich die Computertechnologie wandeln wird, weiss dagegen niemand. Zudem ist bekannt, dass heute gebräuchliche digitale Datenträger eine geringe Lebenserwartung haben. Eine CD-ROM kann je nach Qualität bereits nach zehn bis zwanzig Jahren nicht mehr gelesen werden. Säurefreies Papier dagegen hält sich bei optimalen Bedingungen über Jahrhunderte.

Archivare und Bibliotheksverantwortliche stehen vor einem Dilemma. Zwar bietet die Digitaltechnik dem Publikum einen erleichterten Zugang, gleichzeitig ist sie aber für die Langzeitarchivierung zu wenig zuverlässig. Der Ausweg: das eine tun und das andere nicht lassen. Das heisst: digitalisieren und daneben die Papierversion behalten, die so zum analogen «Back-up» der elektronischen Daten wird. Solche Zweispurigkeit kostet aber. Um den Aufwand möglichst gering zu halten, versucht das

Bundesamt für Kultur (BAK) Leitplanken aufzustellen und den Überblick über die unzähligen Digitalisierungsvorhaben zu gewinnen.

In einer Standortbestimmung von Ende März 2006 ortete das BAK gravierende Mängel: «Die Archive treiben die Digitalisierung ihrer Bestände überall unkoordiniert voran», steht da zu lesen. Was zur Folge hat, dass manche Dokumente doppelt und mehrfach, andere gar nicht digital erfasst sind. «Wir bewegen uns in einem Spannungsfeld», erklärt BAK-Vizedirektor Marc Wehrli. «Zum einen versuchen wir auf Bundesebene eine koordinierende Rolle zu spielen, zum anderen gibt es die Autonomie der Kantone.» Klar ist: Gesammelt, archiviert und aufbewahrt werden kann nur ein Bruchteil aller Informationen, die das politische, ökonomische, wissenschaftliche und kulturelle Leben in der Schweiz abbilden. Ohne den Mut zur Lücke kann eine nationale «Memopolitik» nur scheitern. «Was wir erreichen wollen, ist eher eine Vorbildfunktion als eine verbindliche Regelung», sagt Marc Wehrli, der für das Dossier im BAK verantwortlich ist. Solche Regeln müssten aber besser heute als morgen etabliert werden. «Es wäre ein Fehler, jetzt nicht zu handeln», hielt Wehrli bereits Ende März fest.

Viel getan hat sich seither nicht. «Es fehlen uns weiterhin die erforderlichen Mittel.» Nun versucht das BAK die Privatwirtschaft einzuspannen und dort das Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es sich bei der Memopolitik nicht nur um ein Feld der staatlichen Kulturpolitik handelt. Von Bedeutung für das «kollektive Gedächtnis» einer Nation, so BAK-Vize Wehrli, seien schliesslich auch Bestände aus Firmen- und Privatarchiven.

Bei allen Mühen, eine eidgenössische Memopolitik in die Gänge zu bringen, gibt es auch Erfolge zu vermelden. Bei «e-helvetica», einem Archivierungssystem für die Langzeiterhaltung elektronischer Dokumente mit einem Schweiz-Bezug, machen inzwischen alle Kantone mit. «Kreuz an die Decke», sagt Marc Wehrli.

Jean-Noël Jeanneney: Googles Herausforderung. Für eine europäische Bibliothek. Klaus Wagenbach, Berlin. 120 Seiten, 18 Franken. «Intelligenzblatt» digital: www.intelligenzblatt.unibe.ch. DigiBern: www.digibern.ch. Bücher bei Google: <http://google.books.ch>.